

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1905

54 (4.3.1905) Unterhaltungsbeilage zum "Volksfreund", Nr. 9

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 9. Karlsruhe, Samstag den 4. März 1905. 25. Jahrgang.

Petka auf dem Lande.

Von Leonid Andrejew.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Sieh mal, wie fett du wirst! Ein richtiger Kaufmann!“ — rief Radjeschda aus, die selber fett war und deren Wangen durch die Hitze des Herdes so rot geworden waren wie der kupferne Samowar. Sie schrieb die Umwandlung Petkas der reichlicheren Nahrung zu; aber Petka sah sehr wenig, nicht weil er keinen Hunger hatte, sondern weil es ihm an Zeit dazu gebrach; wenn er sich hätte des Kauens enthalten und die Speisen auf einen Zug hinunterzuschlucken können, aber man mußte kauen und unterdessen die Beine rühren, denn Radjeschda sah mit einer diabolischen Gemächlichkeit, nagte an den Knochen, wuschte sich mit ihrer Schürze ab und schwante ohne Unterlaß. Und er hatte außerdem so viele Dinge im Kopf; er wollte sich fünfmal baden, sich eine Angernte von einem Kuhbaum schneiden, Würmer kochen: — das alles nahm Zeit in Ansbach. Dort ließ Petka vorüber, und das war tausendmal angenehmer, als in Söhnen mit diesen Söhnen zu gehen; bald erhigte, bald erfrischte die Erde die Haut in so wohlthuender Weise! Er hatte auch den unter der Hand gefassten Gedankengang, in dem er sich ausnahm wie ein alter Meister der Barbiergilde; und das hatte ihn wunderbar verjüngt.

Nur am Abend legte er ihn an, wenn er an den Teich ging, um zu sehen, wie die Herzhäfen in einem kleinen Boote spazieren führen: elegant und laudend vor Entzücken nahmen sie in dem Fahrzeug Platz, das erst ein weiß schaumiges und dann das spiegelglatte Gewässer durchdrachte; und der Widerschein der Wärme im Wasser bewegte sich, als ob der Wind über sie hinwegginge wäre.

Am Ende der Woche brachte der Herr des Hauses einen „an die Köchin Radjeschda“ adressierten Brief aus der Stadt mit, und als die Empfängerin ihn überlegen hatte, brach sie in Weinen aus, und sie beschwerte ihr ganzes Gesicht mit dem Kuß, der an ihrer Schürze war.

Aus den abgerissenen Worten von denen diese Manipulation begleitet war, konnte man schließen, daß in dem Briefe von Petka die Rede war. Es war schon spät am Abend. Hinter dem Hause spielte Petka ganz allein, und er blies die Buben auf, denn so wurde ihm das viel leichter. Der Schüler Mistja hatte ihn diese Blöde, aber interessante Versuchung gelehrt, und jetzt vervollkommnete sich Petka, ein richtiger Sportsmann, in der Einflankeit.

Der Herr kam auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „... kleiner, jetzt heißt's wieder fort gehen!“ Petka lächelte, ganz vernarrt, und blieb stille. „Welch ein Original!“ dachte der Herr.

„Du sollst fort, Brüderchen!“ Petka lächelte noch immer; Radjeschda näherte sich und bestärkte unter Tränen: „Du mußt fort, Söhnchen!“

„Wohin?“ fragte Petka verwundert. Er hatte die Stadt vergessen! — Dem jetzt hatte er den Ort gefunden, an den er sich so oft in seinen Träumen gewünscht hatte.

„Du mußt zu deinem Meister Ossip Abramowitsch zurückkehren!“ Petka wollte nicht verstehen, obwohl die Sache so klar war, wie der Tag. Sein Mund blieb trocken und er bewegte die Zunge mit Anstrengung. Er fragte: „Aber wie soll ich morgen fischen gehen? Meine Angel ist fertig...“

„Was willst du? ... Man verlangt dich. Sie sagen, Protop sei krank geworden und liege im Spital. Sie hätten niemanden. Meine nicht; du wirst sehen, sie lassen dich ein andermal wieder herauskommen. Ossip Abramowitsch ist ein guter Mann!“

Aber Petka dachte gar nicht daran, zu weinen, er verstand nicht. Auf der einen Seite war die Tatsache, der Angelfischen, auf der andern ein Phantom.

„Ossip Abramowitsch!“ — Indessen wurden nach und nach Petkas Gedanken klarer und taten einen Schritt nach der andern Seite.

Ossip Abramowitsch wurde zur Wirklichkeit und die Angel, die noch nicht trocken war, verwandelte sich in eine Plustun.

Dann verfiel Petka seine Mutter in Verrückung und den Herrn und die Herrin des Hauses in Aufregung; und er hätte sich selber gewundert, wenn er fähig gewesen wäre, sich zu beherrschen; er meinte nicht einfach, wie die mageren, schwächlichen Stadtkinder meinen — er fing an zu lächeln, stärker als ein mit einer Stentorstimme begabter Bauer, er wälzte sich auf dem Boden wie die betrunkenen Frauen auf dem Boulevard. Seine kleine fleischlose Hand schlug die Hand seiner Mutter, die Erde und alles, auf was sie trat; die feinen spitzen Steine und die Sandkörner verursachten ihm Schmerzen, die er jedoch noch vermehren zu wollen schien.

Nach und nach beruhigte sich Petka und der Herr sagte zu seiner Frau, die, vor dem Spiegel stehend, sich eine weiße Kose in ihr Haar steckte:

Die Frau, die, die reiche Bäuerin, steht den Hatten, fischen Jungen und verliert sich in den Teufelsart mit der folgen Bajanenleder am Gut und wie es so geht; die Folgen bleiben nicht aus; sie geraten. Der erste Liebhaber der jungen Frau aber, der wegen einer Wesserschererei bei den „Ghokoladenniemern“ im Zuchthaus sitzt, bricht dort aus und lüßt seine Geliebte auf. Sie erschrickt beim Anblick des Entsetzlichen, Halbverhungerten, weiß ihn die Türe und er — er sülzt sich wie ein Bahnhofsarbeiter auf sie, fucht sie zu erwürgen, bis der Kaiserjäger, ihr Mann, erscheint und den Unseligen von ihr trennt. Der Kaiserjäger aber, der nun den Zuchthäuser erkennt, schleudert seiner Frau die Worte ins Gesicht: „Du jagst den Menschen, der seine Ehrengeld deinetwegen verbrüht, wie einen Verbrecher von dir? — Phui, phui und nochmals phui! Hier ist meines Weibens nicht mehr!“ Er greift zu seinem Güte und der „Bagabund“ ist wieder auf der Landstraße. Bis auf diese Szene ist alles im Still lustiges Leben, bis dahin freute sich meine schöne Nachbarin und von da an gab's Tränen — Gott sei Dank nicht gar zu viele, denn das Stüd war aus. Was die parallel laufende Geschichte des Pomadenaler, der auch ein Landstreicher seines Geschens war, anbetrifft, so bildet dieser Lumpenbagabundus den Kontrast zu unserem Kaiserjäger. Es ist der schöne Alex, in den sich die Schulzeintochter so sehr verliebt, daß der Vater ihn zum Landesamt schlepft. Pomadenaler findet sich aber famos in die Rolle eines Cheherrn und hat bald vergessen, daß ihn der Herr Landrat zum „Arbeiter“ vor nicht zu langer Zeit gezwungen. — Das Stüd ist an und für sich interessant, weniger durch seine Handlung — es ist nicht allzuviel drinnen — als durch die wunderbare direkt verblüffende Witz-Echtheit. In Otmald, dem wohl der Löwenanteil bei dem Erfolg gebührt, dürfen wir unseren deutschen Gort begrüßen, Otmald, der selbst vor 7 Jahren auf der „Walze“ war, hat den Berliner Publikum etwas ganz Neues, etwas Erfrischendes geboten. Der Kunstliebhaber-Sammler ist für seine Gabe bedankt. Es wäre zu wünschen, daß auch die höchsten Bühnen ihrem Publikum diese eigenartige Stoff vorsetzen. Es wird dankbar sein.

Am festigen Abend fiel des Bürgermeisters Weide Stüd völlig unter den Tisch. Während der Kaiserjäger entweder (oder besser meistens) gelobt oder wütend zerrissen wurde, war die Berliner Kritik mit Weide's Elaborat sehr ängstlich milde zu Gericht gegangen.

Daß sonst die Theater großes noch in letzter Zeit geboten, wäre mir nicht bekannt; nur die Zirkusse lassen wieder ringen und viele freuen sich der Kämpfer.

Haben wir im Berliner Theater Echtheit und würzigen Erdgeruch genossen, so hat uns die Kunstausstellung der Fernione von Preußen mehr als verstimmt.

Die Säulen verkünden täglich seit 8 Wochen, daß am Fischmarkt die Kunst der Preußen zu besichtigen und zu kaufen ist. Zier 300 Bilder, echte Schmieragen, veräußert für 40 Mark bis zu 10000 Mark! Wenn der Mensch still in seiner Klasse dichtet, komponiert, malt oder Meden hält, ist das weiter nicht gemeingefährlich, wenn aber Nichtskönner ihre Weisheiten in die Welt hinausstrompeln, ist das grauam und unverantwortlich. Neblamione oder Hermione ist eine Dilettantin vom reinsten Wasser, weiß sich aber so in Szene zu setzen, daß ihre Ausstellung bei 50 Pf. Entree gefüllt ist wie eine Kirche, die den letzten Tropfen ablaufen läßt. — Und es gibt Leute, die ihre Malerei und erotischen Dichtungen ernst nehmen, es gibt ferner in Berlin Frauen und Herren, die bei Tisch den Nachbar mit der Frage in Verlegenheit setzen: „Was, Sie haben die Gemäldegalerie noch nicht gesehen? Sie haben die wunderbaren Werke der Frau v. Preußen nicht gehört? Oh, oh, oh!“

Und warum rede ich davon? Ich rede, weil es bezeichnend für den Porbenum-Kunstfertigkeit des Berlin W ist, weil hier tausende von Menschen herumlaufen, die etwas oder alles von Kunst verstehen wollen und sich nasäflern lassen, daß es eine Freude ist.

Von dieser feinen, gebildeten Gesellschaft im nächsten Briefe mehr . . .

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

— Ein Drama von Karl Hauptmann. Karl Hauptmann, der Bruder Gerhart Hauptmanns, hat ein neues Drama, das im schlesischen Gebirge spielt und den Titel: „Die Austreibung“ führt, vollendet. Das Werk wird im Dresdener Lobe-Theater seine Erstaufführung erleben.

— Wilhelm Meier-Förster, dessen „Mt-Geibelberg“ im Berliner Theater eben zum 500. Male aufgeführt wurde und dieser Bühne eine Einnahme von 140000 M. gebracht hat, liegt in Stuttgart krank darnieder. Sein Augenleiden hat sich sehr verschlimmert.

— Goldene Bittentarten. Eine französische Schauspielerin ist auf eine höchst originelle Art mit einem schönen Verächtnis bedacht worden. Vor mehreren Monaten übergab sie einem Freunde, einem reichen Brasilianer, den größten Teil ihrer Schmuckstücke zum Aufbewahren. Die Juwelen wurden in einem Fach, das der Brasilianer in einer Bank gemietet hatte, deponiert. Aber vor einigen Tagen starb der Brasilianer plötzlich, als er sich auf einer Reise befand. Nun legte die Schauspielerin große Befürchtungen über das Schicksal ihrer Juwelen; nachdem sie die verschiedensten Formalitäten zu erfüllen gehabt hatte, wurde das Fach Montag früh im Gegenwart von richterlichen Beamten geöffnet. Die Juwelen lagen unverletzt da und bei ihnen befanden sich zwölf goldene Bittentarten, auf denen der Name der Schauspielerin eingraviert war. Jede Karte war an der linken Ecke umgebogen und durchlöchert; durch das Loch war ein Band gezogen und an jedem Bande ein Edelstein im Werte von 8000 Mark befestigt. Im Ganzen haben

die Bittentarten und die daran befestigten Juwelen einen Wert von 160000 Mark.

— Der geleseste Schriftsteller Frankreichs nach Zolas Tode scheint Anatole France zu sein. Die Bibliographie de la France teilt ganz erstaunliche Daten über den Verkauf seiner Werke mit. Sein Crime de Sylvestre Bonnard ist in 85 Auflagen erschienen, Le Doyen Rouge in 86, L'Orme du Mail in 77, Le Mannequin d'acier in 75 und Monsieur Bergeret in 55. Wenn man bedenkt, daß Anatole France wohl der beste französische Schriftsteller seiner Zeit ist, sind diese Zahlen ein ehrenvolles Zeugnis für den französischen Geschmack.

Technik.

— Lokomotive und Taschenuhr. Ueber die außergewöhnliche Leistung einer Lokomotive berichtet englische technische Wätter. Diese Maschine, die den Namen des berühmten englischen Schriftstellers „Charles Dickens“ führt und der Nordwest-Eisenbahn in England gehört, hat während zweiundzwanzig Jahren täglich die Eprehänge zwischen London und Manchester gefahren. Ihre Konstruktion ist natürlich inzwischen veraltet; trotzdem hat sie sich gut bewährt, denn die Lokomotive hat in dieser langen Dienstzeit nicht weniger als 3880000 Kilometer zurückgelegt und ist noch immer gebrauchsfähig. Der Verbrauch an Kohle wird an 28000 Tonnen (zu je 20 Zentnern) berechnet, wonit 207000 Tonnen Wasser zur Verdampfung gebracht wurden.

Es dürfte von Interesse sein, hiermit die Leistungen einer Taschenuhr zu vergleichen, indem wir die Achsenumwendungen des Hauptrades derjenigen einer Taschenuhr-Lunrh gegenüberstellen. Rechnet man den Umfang des Hauptrades zu rund 6 Meter, so wird dieses während der zweiundzwanzig Jahre 563333333 Umdrehungen gemacht haben, das macht in einem Jahre 25606060 oder täglich 70153,6 und stündlich 2923 oder rund 3000 Umdrehungen. Die Lunrh einer gewöhnlichen Taschenuhr mit Aufgang macht aber bekanntlich in der Stunde 18000 Schwingungen, deren jede mindestens 1/2 Umdrehung beträgt. Das entspricht somit stündlich 22500 Umdrehungen oder mehr als dem Siebenfachen der Leistung jener Meßmaschine, die von den Technikern so sehr bewundert wird! Daß dabei eine Taschenuhr zwanzig, ja fünfzig und sechzig Jahre lang gebrauchsfähig bleibt, ist bekanntlich nichts Seltenes.

Erkund.

— Vulkanisches aus Norwegen. Eine eigentümliche Erscheinung, die man vulkanischen Strömen zuschreibt, zeigte sich jüngst an der Südküste Norwegens. In Arendal und Kragerö wurde, wie der „Vollständigen Zeitung“ geschrieben wird, ein schwefeliger Geruch wahrgenommen und das Wasser des Hellefjords bei Kragerö nahm eine grüne Färbung an und roch übel. Gleichzeitig schwammen an der Oberfläche eine Menge kleiner Fische, die mit Leichtigkeit gefangen werden konnten und sich als blind erwiesen. In den letzten Tagen tauchten Fische aller Art auf, die meistens tot waren. Das Wasser wurde noch trüber und roch nach Schwefel. Ueber den Hellefjord treiben jetzt zahlreiche Müden, die mit der ihnen eigenen Gelehrigkeit die an die Oberfläche getriebenen Fische verschlingen. Viele schreiben die Verunreinigung des Wassers und den Schwefelgeruch Sprolingen im Meeresboden zu, die durch das letzte Erdbeben verursacht wurden.

Frauenbewegung.

— Eine feministische Zeitschrift gibt Frau Asmundson in Reikjavik auf Island heraus. Das Journal hat eine Auflage von 2000, eine für Island außerordentlich hohe Zahl, und erscheint einmal monatlich, aber nicht an einem bestimmten Tage; die Herausgeberin richtet sich vielmehr nach der Ankunft der Handelschiffe, damit die Kaufleute in der Zeitschrift ihre Annoncen erscheinen lassen können. Mit Politik beschäftigt sich die Zeitschrift allerdings nicht, sie handelt nur von den Interessen der Frau, der Erziehung der Kinder, von der Organisation der Schulen usw.

Gesundheitspflege.

— Die Lusteinbläsung, eine neue Heilmethode. Es gibt wenig Krankheiten, welche oft allen Selbstverfahren so hartnäckig Trotz bieten, wie die sogenannten Neuralgien, die Nervenschmerzen, von denen die bekanntesten Beispiele der Gesichtsschmerz und die Nschias oder das Hüftweh sind. Weder physikalische Heilmethoden noch Arzneimittel sind manchmal im Stande, die qualvollen Schmerzen zu lindern; oft schafft allein das Morphinum Linderung, und viele derartige Kranke werden auf diese Weise dem Morphinismus in die Arme getrieben. In den schwersten Fällen erweist sich manchmal die chirurgische Behandlung nützlich, bestehend in Dehnung oder Durchschneidung der erkrankten Nerven. Neuerdings wird nun von französischen Ärzten ein Heilverfahren angewendet, das in den meisten Fällen von Neuralgien schnelle und dauernde Heilung brachte. Es besteht in der Einblasung von Luft unter die Haut. Die Anwendung dieses Verfahrens ist einfach und gefahrlos. Es wird eine Pravaspriße eingeführt und dann mittels eines Ballons unter langsamem Druck Luft eingeblasen, und zwar so viel, bis der Schmerz nachläßt. Die Luft wird in 8—10 Tagen aufgesaugt. Massieren der erkrankten Teile unterstützt die Heilung, zu welcher in den meisten Fällen schon eine einmalige Einblasung genügt. Man muß sich das Zustandekommen der Wirkung der Einblasung in der Weise erklären, daß durch dieselbe die Enden der Hauptnerven mechanisch gedehnt werden.

Humoristisches.

— Ein Sachverständiger. „Können Sie mir nicht sagen, Herr Wirt, ob das Raar dort in der Ecke des Gartens verheiratet ist oder ledig?“ „Das ist leicht zu erfahren. Ich lass ihnen einfach eine dunkel brennende Lampe hinstellen. Schraubt er sie höher, sind sie verheiratet; dreht er sie noch niedriger, sind sie ledig!“

Nachdruckerei und Verlag des „Volksfreund“, G. e. u. G., Karlsruhe i. B.

„Stehst du, es ist vorüber! — Der Stummer der Kinder ist nicht von langer Dauer!“

„Trotz alledem habe ich wirklich Mitleid mit dem Kinde!“ „Es ist richtig, sie sind in häßlicher Lage, aber es gibt viele Leute, deren Dasein noch grausamer ist. Bist du fertig?“

Und sie gingen in den Dignan-Garten, wo heute Vall war und wo bereits die Militärmusik zu spielen begonnen hatte.

Am nächsten Morgen kehrte Petka mit dem Siebenhügelzug nach Moskau zurück. Wiederum desorientiert vor ihm, wie auf der Fahrt, aber in ungekehrter Folge, die grünen, taubeprengten Felder. Der abgehaltene Gehprot hüllte seinen mageren Körper ein, ein Papiertragen umschloß seinen Hals. Petka blieb unbeweglich und sah beinahe gar nicht aus dem Fenster; er blieb still und bescheiden und seine kleinen Hände waren sitfam über den Knien gefaltet. Seine Augen hatten ihren schlafigen und apathischen Ausdruck wieder angenommen, wie bei den Alten zeigte sich seine Falten rings um die Lider und unter der Nase. Dann flogen die Wäble und die Signalflecken des Bahnhofs an den Fenstern vorüber, und endlich hielt der Zug. Von dem Gedränge der eilfertigen Passagiere gehoben, kamen Petka und seine Mutter auf die fächerförmige Straße. Und die große gierige Stadt verschlang gleichgültig ihr kleines Opfer.

„Du wirst die Angel verstopfen,“ sagte Petka, als sie vor der Schwelle der Bude angelangt waren.

„Ich werde sie verstopfen, Kindschen, ich werde sie verstopfen! Du wirst wiederkommen, glaube mir!“

Und wiederum erklang in der schmutzigen, verstaubten Bude der zornige Ruf: „Lehrling, Wasser!“ Und der Kunde konnte eine kleine, schmutzige Hand sich nach der Konsole ausstrecken sehen, während ein drohendes, unbestimmtes Murmeln hörbar wurde: „Warte mir!“ Das deutete an, daß das Kind in seiner Schlaftrunkenheit das Wasser verschüttet oder die Befehle nicht richtig verstanden hatte. Und während der Nacht stang von der Stelle her, wo Nicholtsa und Petka nebenan schliefen, eine schwache, bewegte Stimme; sie erlachte vom Lande, von Dingen, die nicht existierten, von denen noch kein Mensch etwas gehört oder gesehen hatte. In der dann beginnenden Stille hörte man die Astenzüge der kindlichen Stimme, darauf ließ sich eine andere Stimme, die nichts kindliches an sich hatte, rauch und energisch vernehmen:

„Das sind Teufel! Was ihnen für Gedanken durch den Kopf gehen!“

„Von welchen Teufeln sprichst du?“

„Aber von allen!“

Da fuhr eine Reihe von Wagen vorüber, und das laute Rollen der Räder erlöschte die Stimmen der Kinder. Und dann ließ sich wieder von ferne ein Hagender Ruf hören, der vom Boulevard kam: dort schlug ein betrunkenen Mann ein ebenfalls betrunkenes Weib.

Aus dem Süden.

Schilderungen und sozialpolitische Betrachtungen von Georg Monich, Offenburg.

(Nachdruck verboten.)

Wenn Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt! Dieses banale Sprichwort entspricht so recht dem Charakter und dem konfessionellen Glauben des heutigen Massenstaats. Zutreffend ist dieser Spruch für all die Bevorzugten, welchen Gott die Günst erweist, in gepolsterten Coupes im D-Zug mit Schlaf- und Speisewagen, wohl gar unter Mitnahme eigener Koffer und Kaffien, in die weite Welt zu reisen. Wie bittere Ironie klingt aber das Wort für jene, welchen die „Günst“ erwiesen wird, arbeitslos in die weite Welt geschickt zu werden. Die Landstrafe, oder wenn noch eifriges Nadel das Portemonnaie belegen, die 3. oder 4. Klasse bilden ihren D-Zug; dünne Sohlen, blöde Koffer, den Magen mehr mit Winterluft, oder im besseren Fall mehr mit Sommerschein, als mit kompakten Lebensmitteln gefüllt, so mündert sich die Schaulust für die schönste Gegend, und der Bildungstrieb erlischt, wenn auch die interessantesten Museen gratis zu besichtigen sind.

Die Zeit wird aber kommen, wo das infame Wort „Günst“ beseitigt sein wird und soziale Gleichberechtigung besteht für jeden, welcher nach Maßgabe seines Talents die gegebene Pflicht erfüllt. Bis zur Erreichung dieses sozialen Zieles müssen eben Arbeitslosen allen Jene genügen, denen es nicht vergoht ist, über die schwarzweißroten Grenzpfähle hinauszukommen.

Wohl zu seiner Zeit war das Reisen in die weite Welt so mit Annehmlichkeiten und mit so präziser Reichheit verknüpft, als heute, nur erfordert dies eine respektable Portion Rammun. Nicht eindrucklich zeigt sich diese Schattenseite im Süden, sowohl in guten Hotels, wie auf der Bahn und auf den Schiffen. Mit dem Prädikat „billig“ findet der Reisende im Süden noch Zustände, fast so primitiv als zu jener Zeit, wo Goethe zu Pferd Italien durchquerie. Um es nun doch möglich zu machen, mit mäßigen Kosten komfortabel und gut zu reisen, haben sich Unternehmungen gebildet, bei denen gegen festen Preis (Willet, Hotelverpflegung, Führer, Wagen, Eintrittsgelder in Museen usw. inbegriffen) ein Betrag gemacht werden kann. Hierdurch wird das Reisen besonders

In fremdsprachlichen Ländern wesentlich erleichtert, sofern man in solche Hände gefallen ist. Der Verfasser dieser Schilderungen vertraute sich einer Nürnberger Gesellschaft, 18 Personen, Herren und Damen, meist der Compagnonart angehörend, während der Wägigen Reisezeit an. In Italien heizen diese Gesellschaften Karawanen, und dieses Zaubermittel schließt vor allen Gefährlichkeitsbedingungen, Ausbeutungen jeder Art. Die Regierungen besitzen diese Reiterung; sei der Zug noch so besetzt und das ist im Süden stets der Fall, die Karawane erhält reservierte Plätze; eben so bemähen sich die erflaßtesten Hotels als Quartier vom Zuprefario gehängt zu werden. Unserer Reisetour waren Venedig, Vizza, Neapel, Rom, Florenz als Besuchsorte vorgezeichnet. Im schönen Monat März legten Jahres, als die Wäldchen blühen sollten, nahmen wir Abschied von den heimischen schneebedeckten Gärten; noch einen Blick hinter zum nahen Strahburger Münster werfend, dann gings hoffnungsboll in den vielgeehrten warmen grünen Süden. Ein prompter Schneeeinbruch führte uns über den winterlichen Schwarzwald, über den nebelumschleierten Borsberg nach der schönen Stadt Innsbruck. Hier war der Rendezvousplatz, wo wir sechs Offenburger mit den Karawanenmitgliedern zusammentreffen hatten. In die Höhe gebührt, mit roten Rosenkränzen erkannt und begrüßt wir uns alsdort, das infame kaltregnerische Wetter mit Galgenhumor besprechend und uns auf das sonnige Südtirol verträubend.

Innsbruck, inmitten hoher Gebirgskette, liegt am nördlichen Fußpunkt des Brennerpasses, Neben und südliche Flora gedeihen hier nur unter künstlicher Pflege. Nach kurzem Aufenthalt führt uns das Dampfrohr feudend und pulsend auf die Sattelhöhe des eingeschnittenen Brennerpasses 1860 Meter über dem Meer. Der Boden ist hier noch fruchtbar, erzeugt Kartoffeln, Frucht etc. Station Brenner bildet die Wassercheide. Die Fahrt an der südlichen Abwärts zeigt bald Nebenanlagen, sogar einzelne Lorbeer- und Orangebäume. Nach den Reiselängern soll der Temperaturumschlag schon anfangs März bei dieser Landschaft sehr spärlich sein. Uns kam es, trotzdem es schon Ende März war, immer kälter vor.

Die hochinteressante Brennerbahn ist im Jahre 1867 eröffnet worden, hat 30 Tunneln und 60 Brücken. Mild und zerschlagen kamen wir abends nach Vogen, einer Stadt von etwa 14000 Einwohnern. Im vorzüglichen Hotel erhoben wir uns bald und machten noch dem berühmten Bogenhölzl, einer Nachahmung des Nürnberger Brauwerkstübens, einen Besuch. Ein Bekanntheit zwischen bayrischen und badiischen Wehlen, inbezug auf Verfügung des feinen Tiroler Noten bekam uns recht gut. Auf den Brücken von Vogen hat man einen Rundsicht auf das Mendel- und Dolomitengebirge, der reizend und malerisch genannt werden muß. Deshalb auch lebhafter Fremdenbesuch. Von Vogen wurde ein Absteher nach Meeran internommen. So herrlich und gesund bei schönem Wetter es da sein muß, aber das schlechte, nasskalte Wetter und die Kurgäste mit ihren lahmen Lungen und leidenden Hüften ließen uns die Mühseligkeit bald erwünscht sein. Von Vogen galt unser Ziel dem Städtchen Miva am Gardasee.

Die Bahn bringt uns mit der Station Salurn auf das italienische Sprachgebiet in Südtirol. Trient, 24000 Einwohner, bekannt durch das königl. 1545, erscheint vom Bahnhof aus als schmude Stadt mit hohen höchsten Gebäuden. Direkt am Bahnhof steht ein prächtiges Denkmal Dantes, des Dichters der göttlichen Komödie.

Um die Mittagszeit ist Miva erreicht und am andern Morgen beginnt die Seefahrt bei Sturm und Regen. Nach halbtägiger Fahrt erreicht das Schiff den italienischen Teil des Sees. Der See ist tief azurblau, hat reizende mit Orangen und Oliven bepflanzte Gebirgsküsten, aber der Regen und das im Sturm gewaltig schwallende Schiff lieh uns nichts von jenen italienischen Sonnen verspielen, welche die Dichter besingen.

In Desencano wird das Schiff mit der Bahn vertauscht und im Flüge geht's durch die lombardische fruchtbare, aber vom Regen in einen endlosen See vermandelte Ebene. Es ist das Gebiet der Schlachtfelder von Custoga, in dem auch die Festungen Mantua, Verona, Peschiera zu erblicken sind. Der freundliche Kondukteur macht uns auf das in der Ferne sichtbare Venedig aufmerksam. Der Zug fährt über den Damm der Lagunen. Diese Lagunen sind das Vorland des adriatischen Meeres und machen Venedig zu einer Insel. Kein Fahr- oder Fußweg führt nach Venedig, nur der 3601 Meter lange Bahndamm resp. Viadukt, speziell für die Bahn, bildet die Verbindung, sonst nur der Wasserweg. Venedig ist auf dem zum Teil trocken gelegten Meeresvorland erbaut. Der Bahnhof liegt direkt am großen Kanal, der mit Hunderten kleiner Kanälen die Wasserstraßen der Stadt bildet. Zu Ehren unserer Ankunft verwandelte sich der Dauerregen in einen vertikalen Wolkenbruch. Leider ging das Schiff nicht bis zu unserem Hotel und auf dem Umweg der vorhandenen kleinen Gassen rüdten wir vorwärts. Naß wie ein Badeschwamm peinigte mich mannsförlid der Gedanke: hätte ich doch meine 650 Mark und sähe zu Hause im „Cafe Glia“. Mein Jugendtraum: Venedig im Mondschein, zeigte mir in Wirklichkeit trübe Gaslichter in Wasserpfützen spiegeln. Endlich im Hotel. Sein Name „Hotel Luna“ kam mir recht spöttlich vor. Trotz feinstem exquisitem Quartier war unser feisteriger Karawanenhumor beim Teufel.

Das war des Rechs züviel, so ein grenzücher Wolkenbruch. Früh morgens noch in festem Schlaf, jagt eine melodische Frauenstimme; Hura, die Sonne, die Sonne! Mit einem Satz heraus, Fenster auf, richtig, tief blauer Himmel, die Sonne, die Sonne. Und so blieb es bis zur Heimkehr. Nun, Venedig, wollen wir dich grüßen und genießen. Die Stadt, auf Pfahlroste gebaut, hat 16000 Einwohner und 1500 Kanäle. Auf den 150 Kanälen wird der Verkehr, außer Privatbooten, von etwa 1000 Gondeln vermittelt. Alle Gondeln müssen laut alkem Wasser schwarz gefärbt und selbst die Segel und Verdecke mit schwarzem Tuch bezogen sein. Obwohl hellere Farben ein freundlicheres Bild abgeben würden, so macht die salante Form der reich mit Schnitzarbeit versehenen Gondeln doch einen recht vornehmen Eindruck. Desgleichen die

malerisch kostümierten Gondolieri. Die vorhandenen Gassen, in denen kein Velo, kein Auto, keine Drosche, nicht einmal ein Schubkarren den Fußgänger stört, sind mit großen ebenen Steinen gepflastert. Die Abwasser und die Fäkalstoffe holt in freundlicher Weise automatisch und gratis jeden Morgen die Ebbe und die Flut, und besorgt die Auswaschung der Gassen. Deshalb herrscht in den engen Gassen mit himmelhohen Häusern die reinste Luft. Venedig war bekanntlich früher eine mächtige Handelsrepublik. Ihr Niedergang datiert von den Siegen der Türken 1700, ward später französisch und österreichisch, jetzt italienisch. Venedigs Markusplatz ist gewiß der schönste und für mich unergieblichste freie Platz aller Städte der Welt. Er bildet mit seinen glattpolierten Marmorplatten und begrenzt mit herrlichen Fassaden, geradezu einen partietierten Festsaal. Die Fassaden gehören dem Königspalast und vier andern Palästen an. Offene Säulenhallen der Bauten mit prächtigen Kausfläden bieten Schutz und Unterhaltung. Der 175 Meter lange und 82 Meter breite Platz hat als östlichen Abschluß den unergieblichste Markusdom mit seiner gewaltigen Kuppel. Der seinerzeit eingeführte Campaniellenturm ist im Aufbau begriffen. Der Einzug des Markusturmes hätte zweifellos seine Ursache in der italienischen Gleichgültigkeit für Reparaturen und Nachschau. In der Markuskirche und im Dogenpalast haben wir gastreiche Nisse und Sprünge. All diese herrlichen Bauten stehen auf Pfahlrosten und für gründliche Untersuchung scheint nun die höchste Zeit. Zur Zeit des Turmelnturzes waren Marmorpaläste zu Schleuderpreisen zu haben. Ein deutscher Maler und Dichter, namens Bräunt, erwarb einen wunderbaren Marmorpalast am Kanalgrunde, in dem Papst Clemens geboren, um 9000 fr. Wir haben ihn besichtigt. Der Bau ist mehr als eine Million wert. Wir beauftragten unsern Führer, einen ähnlichen Fall der Nürnberger Karawane mitzuteilen. Originell sind die Hunderte gleichraffiger Tauben, die auf dem Platz flattern und von Fremden gern gefüttert werden. Täglich ist hier Konzert, wobei die Einwohnererschaft zusammenströmt. Auffallend ist die Beobachtung, daß Frauen aller Volksschichten einheitlich in graue Shawls, recht unvortheilhaft, gekleidet sind. Dagegen wäre die Sitte, den reichen Haarmuchs ohne Kopfbedeckung zu belassen, recht nachahmungswert. Im Sommer sei die Kleidung farbreicher. Am Markusplatz befindet sich ebenfalls der, zur Zeit der aristokratischen Republik so bedeutame Dogenpalast; der Doge war der Präfibent. Heute zeigt er nur seine Schätze der Kunst und des Grauens. In den superben Sälen hängen die großen Gemälde, Venedigs und ihrer Nobilität Ruhm verlebend. Ein Ort des Grauens sind die unterirdischen Gefängnisse. Wer seinerzeit aus dem, neben dem Dogenpalast stehenden Arrestgebäude über die Verbindungs-Straßenbrücke in die unterirdischen Höhlen oder in die Weikammern kam, der mußte unter den raffiniertesten Folterqualen bald sein Leben aushauchen. Diese Schredensorte waren vorzugsweise für Männer bestimmt, welche gegen die Herrschaft der Vornehmen die Rechte und Freiheiten des arbeitenden Volkes verteidigen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Seine Belohnung.

Aus dem Englischen von Gertrud Liebknecht.

Willy sah auf der Hafenmauer und schlenkerte mit den Beinen. Es war drüdend heiß. Der Rauch unzähliger Schiffstornsteine hälfte den Hafen in eine schwarze Wolke. Das schwarze Wasser glitzerte wie geschmolzener Stahl. Wie dumpfes Gebrüll scholl das geschälte Treiben des Hafens herüber. Die schrillen Töne der Schiffspfeifen, das Geräusch der Aufzugsketten, das unheimliche Lumen der Nebelbörner, das unaufhörliche Geschaul und Geprahl, die heiseren Rufe der rüßbedeckten Aufseher, dies alles machte einen ohrenzerreihenden Lärm.

Hinter Willy arbeitete ein Trupp Kohlenträger, bis auf das Hemd entkleidet, schweißtriefend und von Ruß geschwärzt. Die rauchgeschwängerte Luft gestattete ihnen kaum das Atmen.

Willy schlief nicht, aber hörte alles wie im Traume. Sein Ohr war so gut an den Lärm des Hafens gewöhnt. Und dann der leere Wagen! Er war ganz betäubt. Zu Zeiten mag es ja gesund sein, lauwarmes Wasser aus dem Blechbecher eines Straßenbrunnens zu trinken. Es wird ja sogar filtriert. Aber drei Tage nichts als filtriertes Wasser — das ging sogar über Willys Kräfte.

Er schlenkerte weiter mit den Beinen und ließ die Unterlippe hängen. Seine Gedanken . . . nein, zum Nachdenken war er zu hungrig. Und zum Träumen zu alt. Nicht für einen Penny hätte er jemand sagen können, über was er nachdachte, und ein Penny bedeutete doch eine Maßzeit für ihn.

Wäylid hörte er fremde Stimmen hinter sich und er riß die Augen auf. Es waren Reisende. Ein behäbiger, würdevoller Papa, eine schlaffe, würdevolle Mama, mehrere kleine Mädchen und ein dicker Schulknabe. Sie waren gerade aus einer Drosche gestiegen. Zwei Gepäckträger trugen das Gepäc. Gewöhnlich trug man es selbst. Aber Papa war sichlich bemüht, den Leuten zu zeigen, was er auf seinen Reisen gelernt hätte.

Willy ließ den Kopf sinken. Ferienausflüge waren ihm zuwider. Die eine Sekunde der Vergessenheit brachte ihn zu einer um so schärferen Erkenntnis seines Elends, und so blüete er in das Wasser. Vor sich hinmurmend. Wäylid hörte er den Klang eines Abfages, der auf dem Pfadler ausglitt, und er sah, wie sich ein weißes Kind auf der Oberfläche des Abfages ausbreitete, und wie ein Kindergesicht mit weit geöffnetem Mund und großen Augen entsezt emporstarrte, um dann in der schmerzigen Tiefe zu verschwinden.

Willy stand einen Augenblick unerschüffig, dann murrte er einen halben Fluß, säugte die Hände auf das Eisengeländer und sprang in die

Tiefe. Er konnte schwimmen. Bald sah man ihn, wie er sich, mit dem Kleide des Kindes zwischen den Fingern, an den Brettern, die sich am Rande des Hafens befanden, festklammerte.

Unterdesen hatte sich eine große Menschenmenge angeammelt. Mehrere Hafenarbeiter kamen mit einer Leiter gerannt. Willy wurde von einem halben Dutzend Paar Armen erfaßt und gehalten, bis ein Matrose hinterherkletterte und ihm das Kind abnahm. Willy keuerte langsam nach.

Papa hatte endlich seine Selbstgegenwart wiedergefunden. Mit dem Kinde auf dem Arm schritt er durch den Güterkippen, über die Straße in ein dumpfes Hafenwirtschhaus, gefolgt von seinen Angehörigen, der Menge und Willy. Die Menge blieb draußen. Willy glaubte das Niedrige zu treffen, wenn er dem Herrn folgte. In der Tat, der Vater des Kindes wendete sich um, als er am ersten Treppenaufgang angekommen war, und winkte ihm.

Sie trugen das Kind in die Stube. Willy blieb auf dem Korridor und ließ das Wasser von seinen Kleidern tropfen, bis ihn ein Kellner ersuchte, sich auf die Matte zu stellen.

Endlich kam der Herr heraus, ging gerade auf Willy zu, ergriff seine kalte nasse Hand und schüttelte sie heftig, indem er unzusammenhängende Worte des Dankes herorkieß. „Sie sind ein braver Burche. Wie kann ich Ihnen danken? Sie haben das Leben unserer Kellie gerettet, und ich verdichere Ihnen, daß ich das anerkennen werde. Es war eine herrliche Tat, und die Humanitätliche Gesellschaft soll davon in Kenntnis gesetzt werden. Aber Sie müssen Ihre Kleider wechseln. Kommen her, Jümm“, rief er seinem Sohne zu, „laufe zu dem nächsten Kleiderhändler und kaufe einen neuen Anzug und altes, was dazu gehört, für diesen Herrn. Alles, verstaht du, und sei schnell!“

Willys Zähne schlugen aufeinander und eine eigentümliche Trägheit ergriff ihn. Papa ließ ein Glas Brandy kommen, was ihn wieder ein wenig zu Bekhand brachte.

„Sie sollten in das Badezimmer gehen und sich waschen und abreiben. Mein Junge wird gleich zurück sein mit neuen Sachen.“

Willy geschickte gleichgiltig, und Papa ging zurück zum Zimmer, wo Mama und die Kinder warteten. Er setzte sich auf die Achsante und betrachtete nachdenklich seine Siefelspizen. „Ich möchte wissen“, sagte er zu seiner Frau, „wie man diesen Mann am besten belohnt?“

„Es muß eine große Belohnung sein. Was willst du tun?“

Papa überflog die Blätter seines Taschensbuchs und entnahm diesem eine Gehnspundnote.

„Ich werde ihm einhundert dies geben“, sagte er, „aber ich möchte gern mehr tun. Der Lebensretter unserer Kellie soll sein ganzes Leben mit Freunden an diese gute Tat zurückdenken.“

„Ja, du hast recht. Vielleicht kannst du ihm eine gute Anstellung verschaffen oder was Ähnliches. Was ist sein Beruf?“

„Gelegenheitsarbeiter, glaube ich.“

„Könntest du ihn nicht im Lagerhaus unterbringen?“

„Nun, es ließe sich wohl machen, aber es wäre mit Schwierigkeiten verknüpft. Er ist nicht der Mann, den wir brauchen könnten.“

Er lächelte ein wenig. Gesicht und Dankbarkeit, das paßte eigentlich schlecht zusammen.

Wäylid ließ seine anderen Ausweg, als daß ich ihm jetzt eine Summe Geldes gebe. Wir werden, wie du weißt, einen Monat wegbleiben. Liebrigens — wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Ich werde ihn sagen, er solle mich nach meiner Rückkehr aufsuchen.“

Die Erregung, die die Mutter durchgemacht, hatte ihr selbstsüchtiges Herz ein wenig zugänglicher gemacht, und sie fühlte, daß mit einer Banknote ihre Pflicht durchaus nicht erfüllt war. Aber sie war daran gewöhnt, ihren Gatten denken und handeln zu lassen, und schweig still.

Ta wurde an die Tür geklopft; der Knabe trat ein, von Willy gefolgt, der in einem neuen Anzug, gewaschen und gekämmt, kaum wieder zu erkennen war.

Mama schritt sofort auf ihn zu und nahm seine Hand in ihre beiden. Tränen entflüßten ihren Augen, während sie einige Phrasen des Dankes murrte.

„Wenn Ihre Mutter hier wäre, wüßte ich, wie ich ihr danken könnte. Sie würde mich verstehen.“

Willy wurde dunkelrot und versuchte auszuweichen, indem er sich nach der kleinen erkundigte.

„Kellie!“ rief Papa, „komm und danke dem Herrn, der dir das Leben gerettet.“

Und Kellie ründäugig und blaß, stand pflichtschuldigst auf und flüsterte dem komisch aussehenden, braven Herrn „Danke“ zu. Ein schneller Blick ihrer Mutter veranlaßte sie, ihm ihre Lippen zum Kuß zu reichen. Willy verstand nicht oder wollte nicht verstehen, bis Mama ihm lächelnd zumante. Dann küßte er das Kind und errödete noch tiefer.

Papa reichte ihm jetzt das Kuvert.

„Ich gehe für einen Monat aus der Stadt“, sagte er, „und wünsche, daß Sie mich nach Ablauf dieser Zeit besuchen. Im Kuvert finden Sie meine Adresse. Und dann ist eine Kleinigkeit darin, die Ihnen beweisen soll, daß ich es ernst meine. Nicht wahr, Sie werden mich besuchen?“

Willy steckte das Kuvert sorgfältig in die Tasche und verzog zu kommen. Dann, als er sah, daß seine Audienz zu Ende war, nahm er schwerfältig Abschied.

„Glauben Sie mir“, sagte Papa, „daß ich vollkommen verstehe, wieviel wir Ihnen schuldig sind, und daß ich hoffe, recht lange zu leben, um Ihnen künftig besser danken zu können.“

Willy ging. Alles das hatte nur kurze Zeit gedauert, und als er sich wieder auf dem Straßenpflaster befand, schien noch immer die Nachmittagssonne. Er blüete an sich nieder und erkannte sich fast nicht in

dem neuen Anzuge. Er woz ganz verwirrt. Wäylid bewunderte, wenn Jünger das Papier in der Tasche. Er zog es heraus. Es enthielt eine Bilienkarte und eine zusammengefaltete Gehnspundnote. Willy karrte das hunte Papier an . . . plötzlich begriff er.

„Ein Jöhner! Welch Glück!“

Kramphast unklammerie er das Papier und ver barg es in seiner Tasche. Dann wanderte er planlos die Straße hinunter. Er war nie ein Träumer gewesen, nie hatte er Luftschlösser gebaut. Aber der Besitz der Gehnote belebte ihn wie ein Trank flüchtig Keines. Er war nicht länger Willy, der Ausgestoßene, der seine Weine über den Rand des Hafens schlenkern ließ.

Da erholl lautes Gelächter hinter ihm. Eine Gruppe Kameraden stand auf der anderen Seite der Straße.

„Wahrhaftig, es ist Mearn Will.“

„Ich hielt dich für einen Gentleman! Wen hast denn du totgeschlagen?“

Noch verschiedene derartige Bemerkungen folgten. Dann jagte Willy freudestrahlend: „O, ich habe einen neuen Erwerbsszweig gefunden. Für mich ist es aus mit der Hafenarbeit. Ich komme gerade vom Schwimmen.“

„Wofür bist du denn geschwommen, für eine Wette?“

„Nun! Wie ein Gentleman, zu meinem eigenen Vergnügen!“

„Scherg bestei! Sage uns, wie du zu deinem Anzug gekommen bist?“

„Nun, ich will euch nicht länger auf die Folter spannen. Ich habe jemand das Leben gerettet. Bin ins Wasser nach einem kleinen Mädchen gesprungen, und sein Vater hat mich großartig belohnt. Gab mir 'nen Jöhner und seine Adresse, wenn ich wieder etwas brauche.“

Er brachtie die Banknote mit großer Feierlichkeit zum Vorschein und schwenkte sie vor ihnen hin und her.

„Jetzt wollen wir mal einen trinken“, riefte Barnab, der Kohlenträger. „Ja, Kameraden! Willy, du kamst dich jetzt darauf gefaßt machen, uns alle freizugallen.“

„Bar ich je der Mann, der sich lumpen ließ, wenn es ihm gut ging?“ antwortete Willy.

Dann führte er seine Kameraden in das Wirtshaus „Zur Nationalflagge“.

„Ein Zimmer, Wirt. Wir wollen uns einen vergnügten Abend machen, denn wer weiß, ob sich noch je wieder eine so günstige Gelegenheit dazu bietet.“

Der Kellner blüete erstaunt auf die Männer, die sich einen „vergnügten Abend“ leisten wollten.

„Der Herr im neuen Anzug hat Glück gehabt“, erklärte Barnab dem Kellner.

„Wir wollen wenigstens an einem Abend in unserem Leben die Herren spielen“, sagte Willy.

Zum erstenmale in seinem Leben konnte er seine Kameraden zum Trinken ansauern und seine Hand in die Tasche stecken, wenn er die Gläser leer sah, ohne zu befürchten, daß er am Ende seines Reichtums angelangt war.

Gegen acht Uhr sang Willy mit rauher Stimme ein altes Seemannslied. Er war in seinem Leben noch nie so glücklich gewesen.

Um elf Uhr wurden sie höflich aufgefordert, sich zurückzuziehen. Sie unternahmen einen Spaziergang, aber einer nach dem andern verlor sich in der Nacht.

Willy legte sich schlafen, so wie er es gewöhnt war. Er hatte sich noch nie Sorge um das Nachtlager gemacht.

Am andern Morgen fand ihn der Straßenfeger kalt und steif in der Straßenrinne liegen; sein Gesicht war verzerrt.

In dem Aktst des Polizeiarztes hieß es: „Der Tod ist infolge übermäßigen Genusses von Alkohol auf einen leeren Magen eingetreten.“

„Ich möchte wissen“, sagte Mama eines Abends zu Papa, „was aus dem Manne geworden ist, der Kellie das Leben gerettet hat.“

„Nun“, sagte Papa, „er ist nicht gekommen. Offen gestanden, das ist mir gar nicht so unangenehm. Du weißt, ich hätte ihm helfen müssen, und diese Leute lohnen es einem ja doch nur mit Landut.“

Seine Frau seufzte leise, sagte aber nichts. Sie war gewöhnt, ihren Mann denken und handeln zu lassen.

Berliner Brief.

Von E. S. Str.

(Nachdruck verboten.)

Wenn es im Hochsommer wochenlang nicht geregnet hat und der Staub den Wanderer auf der Chaussee mit seinem heißen schweren Mantel bedeckt, dann schilt er sich nach einem kühlen Gewitter und nach Regen, recht vielem Regen; wenn der eifrige Theaterbesucher der Reichshauptstadt den ganzen Winter nichts anderes zu sehen bekam, als Veruchsfarntidel, hypermoderne und grandverlogene, durch und durch unwahre Ertike, so will er endlich einmal etwas aufgeschicht bekommen, das grundlegliche Ware bedeutet. Und diese Sehnsucht trag ich seit ungefahr September in mir, und erst jetzt sollte mein Wunsch erfüllt werden. Der: Berliner Theater; Komödie: „Der Kaiserjäger“; Autoren: Ostwald und Bremert.

Ein richtiges Bagabunden- und Landfreierstück, voller Ausge-lassenheit und Fröhlichkeit bei seiner tiefen Grundidee. Und bist du Mensch zum Wandern geboren, so hält dich keine Scholle fest. Der Kaiserjäger aus Nisch, nebenbei Kellner a. D., Gelegenheitsliebhaber und Gentleman muß eben „lausen“ und „lausen“, während andere „lausen“ und „traufen“.